

Lucie Varga, *Zeitenwende: mentalitätshistorische Studien 1936–1939*. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Peter Schöttler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, 247 S., öS 165,00/DM 20,00, ISBN 3-518-28492-4.

In der Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale* erscheint im Jahre 1937 ein Aufsatz zur Entstehung des Nationalsozialismus, der mit den Worten eingeleitet ist:

Ganz in der Nähe ist eine Welt zu Ende gegangen. Eine neue Welt entsteht mit bisher unbekanntem Konturen. Verfügen wir nicht über alle Mittel, sie zu verstehen? Der Historiker kann jetzt die Geschichte, die sich gerade begibt, aus nächster Nähe beobachten. Er kann sich viele Dokumente aus erster Hand besorgen. Und er kann, wenn er will, an Ort und Stelle gehen, beobachten und Gespräche führen. Mehr noch: Er kann in dem Land, das er untersucht, leben, um es in seinen Denkgewohnheiten und Verhaltensmustern zu begreifen. Aber dennoch fällt es außerordentlich schwer, die Gegenwart richtig zu interpretieren. Wieviele Erklärungen des nationalsozialistischen Deutschlands erklären überhaupt nichts! Viel zu häufig sind wir nämlich Gefangene alter Metaphern oder theoretischer Vorurteile. Die alten Schlüssel passen nicht auf die neuen Schlösser. (115, Varga)

Verfaßt wurden diese Zeilen von einer Frau – der 1934 aus Wien emigrierten österreichischen Historikerin Lucie Varga (1904–1941). Sie gehörte für einige Jahre als Mitarbeiterin von Lucien Febvre zum Umfeld der Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale*. Nach ihrem frühen Tod geriet sie schnell in Vergessenheit und blieb bis dato von der Forschung unbeachtet. Vargas Spuren sichtbar zu machen, den Lebensweg der „unbekannten Historikerin“ und „unbekannten Frau“ (9) zu rekonstruieren und den überwiegenden Teil ihrer Texte erstmals in edierter Form vorzulegen, ist erklärter Anspruch des Autors und Herausgebers Peter Schöttler.

Die Zeitschrift *Annales* und ihre Exponenten waren Gegenstand zahlreicher auch feministischer Forschungen. Lucie Varga und ihre Arbeiten aber blieben bis dato weitgehend unberücksichtigt,<sup>1</sup> obwohl sie eine der wenigen Frauen war, die in den 30er Jahren in den *Annales* publizierte. Schöttlers Buch ist daher umso bemerkenswerter. Er wurde durch den unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Lucien Febvre und Marc Bloch auf Lucie Varga aufmerksam. Die Art und Weise ihrer Erwähnung durch Febvre erweckte die Neugier des *Annales*-Kenners Schöttler: „Wer war Lucie Varga? Wie verlief ihre Zusammenarbeit mit Febvre? Was bedeutete der Eintritt einer Frau, zudem einer Ausländerin, in den Arbeitszusammenhang der *Annales*? Und worin bestand Lucie Vargas Beitrag zur modernen Geschichtswissenschaft?“ (17) Diese Fragen formuliert Schöttler gemäß

---

<sup>1</sup> Natalie Zemon Davis, die Lucie Varga für eine Ethnologin hielt, erwähnt sie in: Die zwei Körper der Geschichte, in: Fernand Braudel Hg., *Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers*, Berlin 1990, 46–84. Ausführlicher geht Davis in: *Women and the World of the Annales*, in: *History Workshop Journal*, 33 (1992), 121–137, auf Lucie Varga ein und rezipiert darin auch Schöttlers Thesen.

seinem wissenschaftlichen Interesse, welches der frühen *Annales* sowie den Beziehungen zwischen französischer und deutschsprachiger Historiographie gilt, und dementsprechend gestaltet sich auch seine Sichtweise auf Lucie Varga und ihre Arbeit.

Der Lebensabschnitt von Varga, den Schöttler vor allem ins Blickfeld rückt, ist ihre Zeit in Paris und ihre Zusammenarbeit mit Febvre. Die Tochter aus großbürgerlich-jüdischem Hause absolvierte die Reifeprüfung an der Schwarzwaldschule. Nach ihrer ersten Heirat und der Geburt der einzigen Tochter begann sie 1926 ihr Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien, wo sie 1931 bei Alphons Dopsch am „Seminar für Wirtschafts- und Kulturgeschichte“ promovierte. In den folgenden Jahren übernahm Varga Lehraufträge an der Volkshochschule Urania. Mit ihrem zweiten Mann, dem Historiker und Kommunisten Franz Borkenau, und ihrer Tochter aus erster Ehe übersiedelte sie Ende 1933 nach Paris. Während Schöttler diesen Teil von Vargas Leben weniger dicht beschreibt, rekonstruiert er das Auftauchen Lucie Vargas im Beziehungsfeld Febvres und Blochs – namentlich aus dem Briefwechsel der beiden – mit viel Feingefühl für Zwischentöne. Febvre engagierte die auf Religionsgeschichte spezialisierte Historikerin als eine private Mitarbeiterin, eine „entraîneuse“, wie er Bloch ironisch mitteilte (13). Er beanspruchte nach Schöttler Vargas Zuarbeit, förderte aber auch ihre eigenständigen Arbeiten und verschaffte ihr Publikationsmöglichkeiten. In der jungen österreichischen Wissenschaftlerin fand der etablierte Professor eine „wache“, „belesene“ Assistentin „mit einem Gefühl für Texte“ (28), die er auch als gut informierte Gesprächspartnerin und Beraterin in den aktuellen Fragen betreffend Deutschland, Österreich und den Nationalsozialismus schätzte. Ihr Blick auf die damaligen Geschehnisse war sowohl der einer Betroffenen als auch der einer Historikerin. Gut informiert war Varga zudem durch viele auch wissenschaftlich motivierte Reisen in ganz Europa, von denen sie sich weder durch ihre Krankheit, Diabetes, noch von der nationalsozialistischen Machtergreifung abhalten ließ. Nach Schöttler zeigte sich Febvre sehr beeindruckt von Vargas Mobilität, und sein Interesse und seine Wertschätzung galten zunehmend nicht nur ihrer wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch ihrer Person. Der Autor interpretiert die Beziehung der beiden als Liebesbeziehung. Es steht jedenfalls fest, daß Febvres Aufmerksamkeit und Engagement für Varga sein Privat- und Arbeitsleben nachhaltig beeinflussten. So wurde sein Verhältnis zu Bloch, durch die vielfältigen Verpflichtungen der beiden ohnehin ständig belastet, irritiert. Als darüber hinaus seine Ehe bedroht war, brach er mit Varga.

Dies ist das Szenarium, das Schöttler entwirft. Es ist ein Szenarium, das von der schwierigen Quellenlage diktiert wird, aber auch von Schöttlers Bevorzugung bestimmter Quellen und Fragestellungen sowie von seinem weiteren Forschungsinteresse. Den dadurch unvermeidlichen Verzerrungen begegnet der Autor unseres Erachtens nicht ausreichend, da er es verabsäumt, anderen Spuren nachzugehen, oder, so keine auszumachen sind, diesen Mangel in der Konstruktion von Vargas Biographie durchgängig mitzudenken. So verfolgt Schöttler beispielsweise Vargas Zeit an der Schwarzwaldschule

nicht weiter, und wir erfahren letztlich mehr von Febvres und Blochs Arbeitszusammenhang als von jenem Vargas und nur wenig von den Bereichen und Zeiten in Vargas Leben, die nicht mit jenen Febvres verknüpft sind. Die spezifischen Lebens- und Arbeitszusammenhänge Lucie Vargas, namentlich als Frau, bleiben unterbelichtet. Fragen wie jene nach der Organisation ihres Alltags als – zeitweise alleinstehende – Frau mit Kind, jene nach ihren Beziehungen, gerade auch mit anderen Frauen, oder Fragen nach Karrieremustern und Arbeitsmöglichkeiten für akademisch gebildete Frauen der damaligen Zeit, nach Abhängigkeiten stellt Schöttler nicht. So feinfühlig, lebendig und kritisch sein Entwurf der Biographie von Lucie Varga insgesamt auch ist, es könnte sich dabei, überspitzt formuliert, ebenso um ein Kapitel in der Biographie Lucien Febvres handeln.

Umfassender ist hingegen Schöttlers Einschätzung des historiographischen Beitrages von Lucie Varga. Hier arbeitet er die ihren Texten gemeinsame Thematik und ihren Ansatz heraus. Schöttler situiert die Texte im Hinblick auf ihre Nähe bzw. Ferne zur historiographischen Praxis am Seminar von Alphons Dopsch und vor allem zur *Annales*-Schule und mißt sie am damaligen und gegenwärtigen Forschungsstand. So unterstreicht er das Innovative, die Originalität ihrer historischen Arbeit. Der von ihm geprägte Titel „Zeitenwende“ bringt dabei Lucie Vargas durchgängiges Interesse für „Perioden der Veränderung, des Umbruchs und der Krise“ (69) zum Ausdruck.

In den präsentierten Texten behandelt Lucie Varga Themen wie Nationalsozialismus, gesellschaftlichen Wandel in alpinen Tälern, Hexenglauben, Katharismus. Die Historikerin setzt sich dabei vor allem mit Umbruchszeiten, Konfrontationen zwischen Formen traditioneller Volksfrömmigkeit und modernen Stadtkulturen, sich konkurrierenden Religionen, Faschismus und Nationalsozialismus auseinander. Auch in den Texten, die nicht die aktuellen Entwicklungen zum Gegenstand haben, bezieht sich Varga immer wieder auf die Gegenwart. Sie konfrontiert die Gegenwart mit der Vergangenheit und umgekehrt, um etwaigen Quellenmangel zu kompensieren und um neue Erkenntnisse zu gewinnen. So betreibt sie Feldforschung in alpenländischen Dörfern in einer Zeit, als ethnologische Methoden in der Sozialgeschichte noch keine Anwendung fanden. Vargas Ausführungen hierzu kommen neuen Forderungen in der Sozialgeschichte nach dichter Beschreibung und Fremdmachen von scheinbar Vertrautem sehr nahe:

Die ethnologische Methode umfaßt zwei Prinzipien, die auch für den Historiker von Gewinn sein dürften. Das eine betrifft die Überzeugung, daß nichts natürlich und evident ist, daß sich also nichts „von selbst versteht“. Jedes Detail muß notiert und aufgenommen werden: ... Das zweite Prinzip bezieht sich auf die Skrupel und die Zurückhaltung, mit denen der Ethnologe, während er aufnimmt, was er erfahren möchte, es zugleich vermeidet, den von ihm untersuchten „Subjekten“ seine eigenen Begriffe überzustülpen, auch wenn er in seiner Sprache Ausdrücke kennt, die ihren Ideen zu entsprechen scheinen. Er übersetzt also nicht, sondern er beschreibt. (146, Varga)

Innovativ ist Varga in ihrer wissenschaftlichen Praxis auch, indem sie das alltägliche Leben, Erfahrungen und Perspektiven der Subjekte ins

Zentrum ihrer Forschungen stellt. Sie interessiert sich für die Beweggründe und Bedingungen von Handlungen und Deutungen der Subjekte in ihrer Lebenswelt, handle es sich um Katharer, Hexen oder Nationalsozialisten. Wo möglich, wie im Fall der Tälerstudien, nimmt sie am Alltag der Untersuchten teil, beobachtet und führt Gespräche. Damit antizipiert und betreibt sie, wenn auch noch unsystematisch, *oral history*. Varga berücksichtigt Frauen nicht durchgängig, aber dort, wo sie einen Untersuchungsgegenstand wählt, der dies nahe legt, fragt sie sehr wohl nach geschlechtsspezifischen Motivationen und Perspektiven.

Wie Schöttler herausarbeitet, verwendet Lucie Varga nicht Febvres und Blochs „Mentalitäten“-Begriff, sondern sie sucht nach anderen Begriffen, die ein Konzept implizieren, das darüber hinausgeht.

Das Konzept der „unsichtbaren Autoritäten“ vermeidet die im Mentalitätsbegriff enthaltene Gegenüberstellung von Zivilisierten und „Primitiven“ sowie überhaupt jede psychologische Normierung; statt dessen verweist es auf symbolische Hierarchien und Orientierungen im privaten, politischen und gesellschaftlichen Bereich, die zwar unsichtbar bleiben, aber geistige und körperliche Wirkungen haben. (76, Schöttler)

Wenn sie also von „unsichtbaren Autoritäten“ spricht, so kommt darin, nach Schöttler, vielleicht am genauesten ihr Projekt in seiner Originalität zum Ausdruck.

Lucie Varga wurde vergessen, und ihre Texte wurden bis in die 80er Jahre kaum wahrgenommen. Nach dem Bruch mit Febvre verlor die Historikerin ihre Arbeit und mußte sich aus dem näheren Umfeld der *Annales* zurückziehen. Varga übernahm verschiedene Tätigkeiten, um sich und ihre zehnjährige Tochter durchzubringen. Mit der Besetzung Frankreichs und ihrer Flucht in den Süden ging ihr jegliche Grundlage zu wissenschaftlicher Forschung verloren. Mit nur 36 Jahren starb Lucie Varga mangels medizinischer Betreuung an Diabetes. Nach ihrem Tode wurde sie kaum erwähnt und selten zitiert, selbst dann nicht, wenn nachweislich auf ihre Texte Bezug genommen wurde. So konnten Vargas historische Arbeiten nicht jene wissenschaftliche Relevanz erlangen, die ihnen zugestanden wäre.

Daß Varga, besonders als Frau, lediglich beschränkten Zugang zum wissenschaftlichen Diskurs hatte und weitgehend abhängig war, ist sicher mit ein Grund für dieses Vergessen. Auch ihre ungewöhnliche Arbeitsweise würde Fragen nach geschlechtsspezifischen Zusammenhängen nahelegen. Schöttler aber geht auf solche Zusammenhänge nicht ein. Es ist schade, daß Überlegungen, die auf eine Einbeziehung geschlechtsspezifischer Aspekte hindeuten, allenfalls in den Anmerkungen Erwähnung finden. Ungeschmälert bleibt jedoch das Verdienst Peter Schöttlers, mit diesem Buch über Lucie Varga die Spuren einer interessanten österreichischen Historikerin sichtbar und den größten Teil ihrer Texte einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht zu haben.

Christine Lixl, Wien/Marie-Louise Michel, Zürich